+++ Viel Vergnügen +++ Leseprobe +++ Viel Vergnügen +++ Lesep

Doris Carla Doussemer

Auf Bischof Bernwards Spuren

Eine Erzählung im Rhythmus der Jahrtausende

Arete Verlag Hildesheim

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2017 Arete Verlag Christian Becker, Hildesheim
www.arete-verlag.de

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Nutzung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages. Dies gilt auch und insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Verfilmungen und die Einspeicherung sowie Datenvorhaltung in elektronischen und digitalen Systemen.

Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Composizione Katrin Rampp, Kempten
Umschlagfotos: Zaki Coussa (vorne; mit freundlicher Genehmigung der Kirchengemeinde St. Michaelis); © Dommuseum Hildesheim, Foto: Florian Monheim (hinten)
Druck und Verarbeitung: Pressel Druck, Remshalden
ISBN 978-3-942468-85-5

Inhalt

Prolog auf Erden 7

1. Der große Erzguss 20

2. Die Domschule 33

3. Die Reise Theophanus 41

4. Am Hof der Ottonen 52

5. Gillan und Gerhild 59

6. Bernwards Reise nach Rom 72

7. Bernwards Reise in die westfränkischen Gebiete 89

8. Bernwards Säule 107

9. Tod und Grablegung 120

Epilog: Bernwards Vermächtnis im „Jahr der Barmherzigkeit“ 126

Literatur 139

1. Der große Erzguss

Tief in seine Gedanken versunken, deswegen leicht vornüber gebeugt und den Blick auf die Erde geheftet, dennoch mit festem Schritt und Zielstrebigkeit, schritt der Mann den Hügel hinan.

Der frische Morgenwind dieses Frühsommertages im Jahre 1015 des Herrn kündigte trotz aller gewöhnlichen Tätigkeiten der Menschen vor Ort einen besonderen Tag an, den die Menschen nicht so schnell vergessen würden: Es war der Tag des großen Erzgusses. Nach sieben bis acht Jahren Vorbereitung und künstlerischer Arbeit vieler Meister und Handwerker war es soweit. Heute sollten sie gegossen werden, die großen Bronzetüren, die kleine Sensation in der Entwicklung der Kunstgeschichte des christlichen Mittelalters.

Der Mann, der von weitem aussah wie ein Pilger, war auf dem Weg zur Gusshütte. Er trug nicht wie sonst das bischöfliche Gewand, sondern Hut, Umhang und Sandalen, die noch von seiner Pilgerreise im Jahre 1007 stammten, als er nach Tours und St. Denis gereist war. Unter dem von Sonne und Regen gegerbten Lederhut quollen dichte schwarze Locken hervor, einige graue und weiße Strähnen verrieten den 55-Jährigen. Sein feiner, zartgliedriger Körper, geschwächt von langen Fieberleiden, stand im Gegensatz zum festen, entschlossenen Schritt, der Tatkraft und jugendliche Kühnheit ausdrückte. Unterm Arm trug der Mann ein Buch, das war im Jahre 1015 eine heilige Kostbarkeit. Hergestellt im Sankt Martins-Kloster in Tours in jahrelanger geduldiger Handarbeit, war diese turonische Bibel ein Mitbringsel von seiner Pilgerreise, ein Geschenk von den Mönchen dort.

Ein inneres Feuer bewegte diesen Mann, wie er so voller Energie und Zuversicht den Hügel erklomm.

Er hatte seinen allmorgendlichen Rundgang nach der ersten Frühmesse schon fast beendet. Etwas schneller als gewöhnlich war er durch die Werkstätten gestreift, die durch sein Wirken hier am Ort entstanden waren. Er beaufsichtigte die Mönche und Novizen in der Schreibstube und bei der Buchmalerei. Die Farbmischungen in den Ateliers der Wandmalerei interessierten ihn besonders, wie auch alles, was in der Goldschmiede ausprobiert wurde, denn er war selber ein talentierter, kunstfertiger Goldschmied. In den Webstuben entstanden kostbare Teppiche und Messgewänder. Die Domschule war unter seiner Leitung zu einer florierenden Ausbildungsstätte für die männliche Jugend geworden, die hier eine umfassende Erziehung bekam nach den Regeln der Sieben Freien Künste. Gelehrte und Übersetzer aus aller Welt waren hier tätig.

Wo immer der Mann den arbeitenden Menschen begegnete, wurde er ehrerbietig begrüßt, man hörte sein Lob oder seinen Tadel, fragte um Rat und führte seine Anweisungen aus. Sein Ton war immer sachlich und freundlich.

Auch in der zentral gelegenen Küche kam der Mann täglich vorbei und erkundigte sich nach dem Menüplan. Hier wurde das Essen vorbereitet für alle Arbeiter, Schüler und Mönche und auch für die Pilger, die im Gästehaus wohnten. Zusätzlich bekamen etwa hundert Arme hier täglich eine warme Mahlzeit.

Sein Rundgang führte ihn an der Bäckerei vorbei, der Schmiede, der Schusterei, den Ställen für die Pferde, Kühe und Schweine. Ein Bruder Arzt kümmerte sich um die Kranken, auch hier gab unser Mann Rat für die medizinische Versorgung und seelsorgerischen Trost für die Kranken.

Er hatte nun fast die Anhöhe erreicht. Er blieb stehen, streckte seinen Körper und wandte sich um. Von oben überblickte er die Stätte, die ihm Heimat geworden war. Er sah die schmucken Wohngebäude, die er für seine Arbeiter hatte bauen lassen. Er sah die Mauern und Türme, die Befestigungen, die er hatte anlegen lassen zum Schutz der Bewohner. Überfälle der Wikinger aus dem Norden oder slawischer Stämme aus dem Osten waren noch immer eine große Gefahr. Aber die Menschen, die ihm anvertraut waren, konnten nachts ruhig schlafen. Bennopolis war dank der umsichtigen, klugen Führung seines Bischofs, der günstigen geographischen Lage an Kreuzungen von wichtigen Handelswegen und der Nähe zu den metallreichen Bergwerken im Harz ein reiches und interessantes Kulturzentrum geworden, in dem viele Künstler, Handwerker und Gelehrte sich aufhielten.

Von Rom und Byzanz aus belächelt als kulturelle Provinz war die Siedlung durch den Mann, der da jetzt stand und den Ort überblickte, zu einem spirituellen und künstlerischen Anziehungspunkt geworden, an dem Großes, ja Einmaliges in der Kunstgeschichte geschaffen werden sollte.

Ob man allerdings in Bagdad, wo man vor 200 Jahren viel von Karl dem Großen gehört hatte, auch Kunde bekam von dem herausragenden christlichen Schaffen im hohen Norden, wo zum Teil noch Heiden wohnten, ist nicht leicht zu beantworten. Vielleicht hat ja Gerbert von Aurillac, der als Gelehrter zwischen den Welten zuhause war und viel herumreiste von Reims nach Cordoba, von Rom über Köln bis nach Nimwegen und Quedlinburg, vielleicht hat er einmal von diesem ungewöhnlichen Mann erzählt und Kunde getan von seinen ungewöhnlichen Taten.

Nach der langen Betrachtung der gesamten Anlage der Domburg, die er aufgebaut, seit er 993 Bischof geworden

war „auf dem Thron der Kirche von Bennopolis“, wandte der Mann sich wieder um und erklomm den Hügel. Nun noch schnell einen Blick auf die Baustelle „seiner“ Kirche, die dem heiligen Michael gewidmet werden sollte. Ohne Michael tat er nichts. Die Konzeption seiner Werke, seine eigene Schaffenskraft, sein Mut zu neuen, genialen geistigen Erkenntnissen und Aussagen waren von diesem Erzengel und Schutzpatron durchdrungen.

Von 993 an war es seine Hauptaufgabe gewesen, den Dom, der Maria geweiht war, mit kostbarem Schmuck und kultischen Gefäßen auszustatten. Er hatte keine Mühen und Ausgaben gescheut, um diese Kirche zu einem festlichen Ort zu machen. Auch hatte er schon 996 auf dem Hügel eine Heilig-Kreuz-Kapelle errichten lassen und geweiht. In dieser sehr schönen Kapelle wurde die Reliquie vom Splitter des Kreuzes Christi, ein Geschenk Ottos III., aufbewahrt und verehrt. Es war ein Ort des Trostes geworden für viele Betende und Pilger, die hier Heilung suchten.

Aber Michaelis – das war nochmal eine andere Sache, das war seine Schöpfung als Baumeister und Auftraggeber, das waren seine Ideen einer Burg zur Ehre Gottes und aller himmlischen Heerscharen.

Auf der Baustelle herrschte emsiges Schaffen. Der Mann rief einige aufmunternde Worte zu den Arbeitern auf dem Gerüst hinauf. Der Termin der großen Feierlichkeiten Ende September rückte schnell näher, eine Fertigstellung des Baus bis dahin war nicht in Sicht. Die Diözese Hildesheim feierte im Jahre 1015 ihr zweihundertjähriges Bestehen. Am 29. September, zum Fest des heiligen Michael sollte wenigstens die Krypta fertig sein, um geweiht zu werden. Geplant war das Bauwerk seit 1001, der Grundstein war 1010 gelegt worden, aber Baustellen von diesem Ausmaß brauchen eben viel Zeit.

Es war ein gedankliches Meisterwerk, das hier entstand, ganz nach dem großen Werk des berühmten Baumeisters Vitruv. Schaffe Großes für Gott auf Erden und du erwirbst dir einen Platz im Himmel, wenn du diese Erde verlässt.

Die Krypta im Westen der Gesamtanlage, die einen kleinen Tempel für sich bildete, war mit ihren geschwungenen starken Säulen architektonisch besonders schön geraten. Darunter floss auch die Quelle mit dem kostbaren Wasser, über der das sakrale Bauwerk errichtet werden sollte. Alles musste stimmen in dem großen Klang der Schöpfung, die Schwingungen des Wassers harmonierten mit den Schwingungen des Raumes der dritten Dimension. Wasser als Lebensquell, als universeller Lebenscode, als göttlicher Berater.

Der Mann, der so viel studiert hatte, so viel wusste über Architektur und byzantinische, römische und maurische Bauwerke, der so grandiose Ideen umsetzen konnte wie diese, seine Michaeliskirche, er ging in die verborgene Gruft, legte das Buch, das er unterm Arm getragen hatte auf den Altar, kniete nieder in der Stille des Raumes und betete:

> *Allmächtiger Gott, Christus, heilige Jungfrau Maria und Heiliger Michael, steht uns bei an diesem Tag. Segnet dieses Werk und uns, die wir all unser Wissen und unsere Kraft zusammen getragen haben euch zu Ehren. Euch sei Lob und Dank.*
> *In Ewigkeit Amen.*

Er vollendete seinen Rundgang und wanderte an den Kornhäusern, der Mühle, dem Rosengarten, der Brauerei vorbei, bis er etwas außerhalb der Mauern zur Gusswerkstatt gelangte.

Und Bernward tritt ein.

Die Erregung und Geschäftigkeit in der Werkstatt sind auf dem Höhepunkt. Wie in einem Bienenstock oder Ameisenhaufen geht es zu, wimmelig und chaotisch dem Anschein nach, aber geordnet und fleißig, wenn man genauer hinschaut.

In der Eingangshalle legt Bernward Hut und Umhang ab. Ein Mitarbeiter bindet ihm einen dicken Lederschurz um, die Sandalen werden gegen hölzerne Schutzschuhe ausgetauscht.

In der großen Werkhalle, wo vor allem auch die Arbeiten der Modelleure der Relieffiguren herumstehen, sind seit dem frühen Morgen die Arbeiter eifrig beschäftigt, den Erzguss nach dem Wachsausschmelzverfahren vorzubereiten. Die Feuer sind geschürt, die Metalllegierungen gemischt, die Form der Türen, das heißt die beiden Tonplatten sind tief in die Erde eingelassen. Die Männer begrüßen ihren eintretenden „Meister" mit Freude. Hier und da ein kräftiger Handschlag, ein paar aufmunternde Worte, einige höfliche Verbeugungen und dann auch herzliche Umarmungen mit männlichem Schulterklopfen. Mit Bischof Notker, der eigens aus Lüttich angereist ist zum großen Ereignis, fällt die Begrüßung besonders herzlich aus. Notker sagt einige Worte zur Bedeutung des großen Tages. Bernward hatte Notker oft in seiner Gusshütte in Lüttich besucht, hatte sich die Metallarbeiten dort angeschaut und mit den Werkleuten Wissen und Erfahrungen im Erzguss ausgetauscht.

„Ey, Bruder Bischof von Gottes Gnaden", ruft Goderamnus, der sich schweißtriefend, einen schweren Krug schleppend an ihnen vorbeischiebt, „mach Platz für die schaffende Arbeitskraft. Verschieb dein alchimistisches Geschwätz auf übermorgen und hilf mir die Legierungen zu prüfen. Es geht nämlich gleich los!"

Er setzt den Krug ab, so dicht an Bernwards Füßen, dass dieser zurückweichen muss, und beide Männer umarmen sich

lachend. Sie gehen Schulter an Schulter zu den riesigen, olivenförmigen Behältern, steigen auf die Leiter und prüfen den Hitzegrad des flüssigen Metalls. Alles muss stimmen, bis ins kleinste Detail. Und es scheint alles perfekt. Bernward und Goderam hatten sich in Köln kennengelernt. Goderam war dort Propst an der Klosterkirche Sankt Pantaleon gewesen, hatte viel über Metallarbeiten und Erzguss geforscht, besaß ein großes Wissen über Baukunst, Steinmetz- und Kleinschmiedehandwerk. Gemeinsam hatten die beiden Männer den zehnbändigen Vitruv studiert und die Erfahrungen der damaligen Baukunst in Tours, Trier oder Aachen, ausgewertet. 996 hatte Bernward Goderamnus mit sechs Mönchen aus Köln nach Hildesheim geholt, um dort ein Kloster aus dem Nichts aufzubauen. Die Freundschaft der Beiden war seither gewachsen und hatte sich durch ihre gemeinsamen Studien und Forschungen, ihren regen geistigen und auch theologischen Austausch innig vertieft. Goderam hatte keine Schwierigkeiten, Bernwards einmalige Größe, sowohl in Erkenntnisfragen zum christlichen Glauben als auch in seiner unvergleichlichen Energie, Ideen in die Tat umzusetzen, das heißt Geist in die Materie zu bringen, anzuerkennen. Er sah sich durchaus als Schüler des großen Bischofs und das ohne Neid, aber er überspielte das gern mit einer burschikosen Redeweise, die Bernward duldete.

Die Legierung stimmte, alles war stimmig, auch hier in der Welt des Feuers, des Tubalkain, harmonierten die Schwingungen. Eine gewisse Aufregung, eine intensive Hochstimmung so kurz vor dem Schaffensakt des monumentalen Werkes war auf den Gesichtern der Anwesenden zu lesen. Alle waren sich der einmaligen Größe dieses Augenblicks bewusst. Noch nie hatte jemand es gewagt, einen Türflügel dieses Ausmaßes in einem Guss anzufertigen. Jeder Flügel war fast 5 m

hoch, 1,20 m breit und würde 40 Zentner wiegen. Normalerweise hätte man jedes Bild der insgesamt 16 Szenen, 8 auf einem Flügel, einzeln gegossen und dann auf eine fertige Holzplatte genagelt. Nicht so Bernward. Er hatte zur Ehre Gottes immer das Neue im Auge, das Nie-Dagewesene, das eigentlich Unmögliche. Seine zwei Türflügel wurden jeder in einem Guss hergestellt Das erforderte von allen Arbeitern, auch von den erfahrenen Meistern, höchstes Können und tiefste Konzentration. Heute sollte dieses Werk, das kein Vorbild hatte in der Kunstgeschichte, nun gewagt werden.

Eine plötzliche Stille unterstreicht den feierlichen Moment. Bernward versammelt alle Anwesenden in einem großen Kreis um die Form herum. Er schlägt das Buch auf, das er bis hierher getragen hat, und liest mit starker, warmer Stimme eine Passage aus dem Johannes-Evangelium vor, auf Latein natürlich, was nicht alle Anwesenden verstehen. Deshalb wiederholt Bernward den Text in sächsischer Sprache:

> *Jesus sprach nun wiederum: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Ich bin die Türe zu den Schafen. Alle, die vor mir gekommen sind, sind Diebe und Räuber; aber die Schafe haben nicht auf sie gehört. Ich bin die Türe. Wenn jemand durch mich hineingeht, wird er gerettet werden, und er wird ein und aus gehen und Weide finden. Der Dieb kommt nur, um zu stehlen und zu schlachten und zu verderben. Ich bin gekommen, damit sie Leben und reiche Fülle haben. Ich bin der gute Hirt; der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe. (Joh.10,7–11)*

Während Bernward den Zusammenhang dieser Worte mit der Tür, die sie jetzt gießen werden, erläutert, betrachtet er

seine Mannschaft. Wie ungleich sie alle da stehen, wie verschieden in ihrer Individualität und Herkunft! Die Mönche kennen den Text von der Meditation, auf ihren Gesichtern spiegelt sich Verständnis und Konzentration. Aber Bernward sieht auch die etwas trotzigen, stolzen Gesichter der Ur-Urenkel des würdigen Widukind, der sich einst nach 30-jährigem Kampf gegen die Zwangschristianisierung von Karl dem Großen dann doch noch hatte taufen lassen. Bernward weiß, diese Männer haben in ihren Hütten zwar schon ein Kreuz, aber daneben auch noch einen Hammer von Thor, einfach weil sie meinen, es könne nicht schaden, sich von beiden beschützen zu lassen. Bernward liebt gerade diese Männer, die ihm seine Mission hier oben im Norden geben: das Christentum mit Verständnis und Liebe geduldig wirken zu lassen in den Seelen der Menschen, ohne Druck und ohne Drohung, im Respekt der Freiheit jedes Einzelnen. Die Sachsen hatten ein ausgesprochen starkes Gefühl für Freiheit und Eigenständigkeit. Ihnen die Lehre Christi nahezubringen, bedeutete etwas völlig anderes, als wenn man es mit Griechen, Römern oder Juden zu tun hatte. Bernward, der den Weg über die Kunst ging, wusste, wie er die Männer und Frauen erreichen konnte. Und er wusste auch, dass das Evangelium des Johannes mit seinen sieben Ich-bin-Worten ihnen besonders nahe stand.

Danach sprechen sie alle das „Vaterunser", das können sie auswendig, legen dabei die Hände in den dicken Lederhandschuhen übereinander oder wischen sich den Schweiß von der schwarz verrußten Stirn. Vielleicht hat es ähnlich geklungen wie dies:

> *Atta unsar thu in himinam, weihnai namo thein. quimai thiudinassus theins. Wairthai wilja theins, swe in himina jah ana airthai. hlaif unsa-*

rana thana sinteinan gif uns himma daga. Jah aflet uns, thatei skulans sijaima, swaswe jah weis afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin; unte theina ist thiudangardi jah mahts jah wulthus in aiwins. Amen (aus der Wulfila-Bibel in gotischer Sprache)

Gott steh uns bei.

Der Kreis löst sich auf, jeder geht zu dem Platz, an dem er jetzt in der Hitze der Aktion gebraucht wird. Der Zapfen wird herausgestoßen, bebend halten alle den Atem an, betend sehen sie die „feuerbraunen Wogen" herausschießen und unter rauchendem Getöse sich in die Form wälzen, aus der das heiße Wachs bereits ausgeflossen war.

Mensch, der du es wagst, Meister über die naturgewaltigen Elemente zu spielen, weihe dein Werk dem Schöpfer aller Dinge, sonst könnte der Widersacher, der überall lauert, es zu deinem Verderben gegen dich kehren.

Bernward denkt an Hiram, den großen Baumeister und Metallgießer am Hofe des Königs Salomo, der das Eherne Meer gießen wollte vor etwa 2000 Jahren, das heißt 1000 Jahre vor Christi Geburt. Hiram hatte sein Können bereits bewiesen, in dem er zwei Metallsäulen vor dem Tempel hatte anfertigen lassen und vieles mehr, was ihn am Hofe Salomos unentbehrlich machte. Das Eherne Meer stellte eine Krönung seines Schaffens dar, es war eine Art himmlisches Jerusalem in Erz gegossen. Nun gab es drei Gesellen, denen Hiram das Losungswort der Meisterschaft verweigert hatte, weil sie nicht genug konnten. Aus Rache verfälschten sie die Mischung der Metalle, und das gesamte Werk versprühte in einem spritzenden Feuerregen und misslang.

Wie wird es bei uns ausgehen?, fragte sich so mancher bang, als sie am Nachmittag die Hütte verließen. Hoffen wir, dass es gelingt.

Drei Tage hielt die Welt die Luft an. Die Uhren blieben stehen, der Hahn krähte nicht mehr, die Mönche beteten ohne Unterbrechung, die Jungs in der Domschule flüsterten nur noch und die Metallgießer schlichen auf Zehenspitzen in die Werkstatt, als könne das der Bronze helfen, sich zu verfestigen. Drei Tage warten. Eine endlos lange Zeit. Dann öffnete man die Form ein wenig und schaute hinein. Und siehe, es war gut.

Bernwards Werk war gelungen. Schnell ging die Nachricht von Mund zu Ohr, dass alles in der Form zum Besten stünde. Man würde noch eine gewisse Zeit warten bis zur völligen Verhärtung und dann die Form zerbrechen, die verloren war und weggeworfen wurde. Spontan fanden sich alle im Klostergarten zum Feiern und Danksagen ein. Eine große Spannung hatte sich gelöst. Die Erleichterung, dass der Guss und damit die erste Etappe gelungen war, erfasste alle Beteiligten. Die nächste große Aufgabe nach dem Erkalten und Lösen aus der Form stand allerdings noch bevor, nämlich der Transport der Türen und ihre Anbringung in der Kirche, in „Faciem Angelici Templi". Hierüber machten sie sich aber keine Gedanken, sie wussten, „ihr" Bischof hatte alles gut durchdacht und für alles gesorgt.

Deshalb durfte am Abend jeder „loslassen". Locker, heiter und geschwätzig saßen sie alle an den langen Holztischen, Mönch neben Metallarbeiter, Novize neben Bischof, Lehrling neben Meister, die Abelsöhne Seite an Seite mit den Kainssöhnen. Speis und Trank gab es ausnahmsweise mal reichlich. Bernwards große Enthaltsamkeit war bekannt und normalerweise hielt er auch seine Untergebenen an, strenge Disziplin bei der Ernährung einzuhalten. Heute aber drückte

er beide Augen zu. Das von den Mönchen vor Ort selbstgebraute schwarze Bier schmeckte vorzüglich nach der Hitze in der Gusshütte. Lachend stießen sie miteinander ihre Krüge an. Einigen schmeckte auch der Wein aus Gandersheim, dem aber, so musste jeder Feinschmecker zugeben, eindeutig die Sonne Griechenlands beim Reifen gefehlt hatte.

Die Modelleure der Reliefszenen diskutierten: „Habt ihr diesen Gott gesehen, der sich bückt, um Adam zu schaffen? Einfach rührend, hinreißend, ein Gott, der sich bückt, sowas hat es in der Antike nicht gegeben, noch nie gegeben!" – „Doch", widersprach ein Buchmaler aus Tours, der schon seit ein paar Jahren in Hildesheim weilte, „wir haben in Tours eine Karolingische Bibel, wo man Gott sieht, wie er sich bückt, um Adam aus der Erde hochzuheben."

„Was ich überhaupt nicht verstehe", sagte ein fünfzehnjähriger Novize, der sich glücklich schätzte, an so einem ereignisreichen Tag dabei gewesen zu sein, „warum sind denn sieben Äpfel in der Sündenfallszene, einer hätte doch gereicht?" – „Bis du das verstehst, musst du noch ein bisschen wachsen, du Sämling, du", antworteten die Meister und zwinkerten sich zu. „Und Kain unten links nach der Tat, unglaublich beeindruckend, nicht wahr? Wie er da steht und gefasst sein Verdikt annimmt – starker Ausdruck. Wie er den Mantel schützend um sich legt und dabei die rechte Hand auf die linke Schulter, das sind Werksgeheimnisse, die werdet ihr sowieso nie kapieren, ihr frommen Leute." –„Gut gelungen sind auch Eva und Maria Rücken an Rücken. Mit Eva schließt sich die Pforte zum Paradies, mit Maria wird sie wieder geöffnet ..."

In der allgemeinen fröhlichen Geselligkeit fiel nicht auf, dass einer sich still entfernte und im Kreuzgang die Glieder streckte und tief durchatmete. Bernward hatte bereits eine neue Idee und zog sich zu den Berechnungen dafür zurück.

Er wollte eine Säule schaffen, auch aus Bronze, damit sie nach Jahrtausenden noch steht und nicht vernichtet werden kann durch Feuersbrunst, wie einst die Irminsul, die Weltsäule der Sachsen, die Karl der Große hatte verbrennen lassen. Seine Säule sollte das Leben Christi erzählen, eine Christus-Säule sollte es werden, eine „Ich bin"-Säule.

Das Bild der Säule gab es bereits im Alten Testament. Nachdem die Israeliten das Rote Meer durchquert hatten, mussten sie in der Wüste wandern und murrten sehr über diese Pein. Zur Orientierung folgten sie am Tag einer Wolkensäule, des Nachts einer Feuersäule. Bernward griff das Bild der Säule auf. Sie zeigt den Weg zu Gott. Trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten des Weges inspiriert die Säule zum Gottvertrauen. Bernwards Säule soll den Weg zu Christus zeigen, zu seinem Wesen, seiner Lehre, zu der Veränderung im geistigen Geschehen des Universums. Mut zur Veränderung. Noch mehr als die Tür ist die Säule eine Aufforderung, die Ereignisse der letzten drei Jahre des Lebens Jesu auf Erden zu meditieren, zu verstehen und wie die ersten Jünger ihm zu folgen. Bernward arbeitete die ganze Nacht an den Berechnungen, den Bildern und Geschichten, die er darstellen wollte. Später würde er alles mit Goderam besprechen, aber heute Nacht wirkte er wie immer in tiefster Konzentration einsam hingegeben an die Geheimnisse des göttlichen Universums. Nur eine Stunde Schlaf im Morgengrauen erlaubte er seinem erschöpften Körper. Dann eilte er zur Frühmesse mit den Mönchen, die auch pünktlich und klaren Kopfes, trotz des vielen Bieres, ihre Gesänge anstimmten.

Ein neuer Tag erhob sich über der Domburg zu Hildesheim. Alles war wie immer, nur zwei wunderbare bronzene Türflügel mit 16 Bildergeschichten als Relief, ruhten brandneu in der Gusshütte.

Gelobt sei Jesus Christus!

2. Die Domschule

Die Erregung der Hildesheimer über den gelungenen Bronzeguss wurde noch gesteigert durch die Aufregungen bei der Vorbereitung zum großen Fest anlässlich des zweihundertsten Jahrestages des Bestehens ihres Bistums. Hohe Würdenträger und viele Gäste wurden erwartet und noch viel gab es zu tun bis zum 29. September. Schließlich war man stolz, dass man hier im hohen Norden, im kulturellen Brachland – wer wollte das leugnen – schon 200 Jahre christliches Wirken nachweisen konnte und das wollte man bei diesem Fest auch deutlich herausstellen. Die Schüler der Domschule bereiteten sich mit Chorgesang, lyrischer Rezitation und Schauspiel auf das große Ereignis vor. Höhepunkt ihrer künstlerischen Darstellungen war die Theater-Aufführung der Theophilos-Legende in der Bearbeitung der Hrotsvitha von Gandersheim. Die Kanonisse hatte den Stoff aus der Ostkirche aus dem Griechischen übernommen. In der griechischen Oase mitten im norddeutschen Raum, in Gandersheim, hatte Hrotsvitha mit großem schriftstellerischem Können und geschichtlichem Wissen diese Legende dichterisch bearbeitet. Theophilos, ein Vorreiter des bekannten Dr. Faustus, schließt einen Pakt mit dem Teufel. Den Schülern gefiel dieses Stück sehr gut und fieberhaft arbeiteten sie an der Aufführung. Stolz waren sie auf ihre Schule, die sich seit der Gründung Hildesheims durch Ludwig den Frommen 815 langsam entwickelt hatte, aber mit Bernward seit 993 einen bedeutenden geistigen Aufschwung bekam.

Karl der Große hatte im 9. Jahrhundert bei seinen ausgedehnten Reisen durch die Lande, die zusammengefasst

Europa genannt werden, erkannt, dass das Bildungsniveau seines Volkes unter dem Durchschnitt lag, vor allem im Vergleich mit den byzantinischen und maurischen Nachbarn. Um Abhilfe zu schaffen, hatte Karl seinen Hauslehrer, Theologen und Wissenschaftler am Hof, der ihm auch persönlicher politischer Ratgeber war, den Angelsachsen Alcuin beauftragt, ein Bildungssystem zu organisieren. Alcuin hatte sich an der Antike orientiert und eine Struktur übernommen, die man die Sieben Freien Künste nannte. Alcuins Schulreform brachte die karolingische Kultur zum Aufblühen.

Für die Griechen in der Schule von Athen war es selbstverständlich gewesen, diese Künste zu studieren, da sie von „Dame Sophia", der göttlichen Weisheit direkt inspiriert wurden. Grammatik, Dialektik, Rhetorik, als Fächer in der Schule zum sogenannten Trivium gehörend, waren die drei Wege zur Macht der SPRACHE, ferner Geometrie, Arithmetik, Astronomie und Musik, das sogenannte Quadrivium, die vier Wege zur Macht der ZAHLEN. Das Trivium bildete die Basis für das Quadrivium. Wenn man die Nomen mit Verben ergänzt, könnte man sagen: die Grammatik spricht, die Dialektik lehrt, die Rhetorik gibt den Worten Farbe. Die Geometrie wiegt, die Arithmetik zählt, die Astronomie kümmert sich um die Sterne und die Musik singt.

Interessant ist die Einheit von Wissenschaften und Künsten, die uns heute fremd erscheint. Es ist einleuchtend, dass derjenige, der derart breit und umfassend ausgebildet war, eine gute Basis für sein späteres Leben erhalten hatte. Es war aber so, dass zur Zeit Bernwards das Quadrivium in Europa mehr und mehr verloren ging. Deshalb holte man Gerbert von Aurillac, einen arabistisch geschulten, glänzenden Mathematiker nach Reims. Einer seiner Schüler dort war Fulbertus, der spätere Bischof von Chartres und Gründer der berühm-

ten „Ecole de Chartres“. Sowohl in Chartres als auch in Hildesheim wurde nach den Regeln der Sieben Freien Künste unterrichtet. Und Bernward ist ein ausgezeichneter Lehrer des Quadriviums geworden, das er später dann auch an seinen Schützling Otto III. vermittelte. In diesem Sinne kann man ihn als großen Lehrer und Künstler bezeichnen.

Schauen wir zurück an die Hildesheimer Domschule, etwa vierzig Jahre vor dem großen Festjahr 1015. Es gibt einen berühmten Lehrer an der Schule namens Thangmar, ein Spezialist des Trivium. Er nimmt den Knaben Bernward, der von seinem Onkel Folcmar an die Schule gebracht wird, in seine besondere persönliche Obhut und widmet sich mit Hingabe seiner Erziehung. Die Namen von Bernwards Eltern erfahren wir von Thangmar nicht, wir müssen annehmen, dass sie früh verstorben sind und deshalb der Onkel die Vormundschaft übernahm. Thangmar bemerkte schon bald, dass er mit Bernward einen eifrigen und begabten Schüler bekommen hatte. Während des Unterrichts lauschte er mit besonderer Konzentration, nach dem Unterricht setzte er allein oder mit einigen Mitschülern die Studien fort. Die Heilige Schrift war ihm bald vertraut, weitere philosophische und theologische Werke bildeten die Grundlage der Erziehung des wissbegierigen und aufgeweckten Knaben. Thangmar nahm ihn, wann immer es möglich war, auf Ausritten in die nähere Umgebung mit und sie vertrieben sich die Zeit mit Dichterwettbewerben oder philosophischen Disputen und Rezitationsübungen. Thangmar sah, dass dieser Schüler ihm eines Tages an Verstandesschärfe, an philosophischer Erkenntniskraft und künstlerischer Fähigkeit überlegen sein würde. Sein Leben lang blieb Thangmar an der Seite Bernwards ein treuer Begleiter und Ratgeber.

Auch handwerkliches Können wurde an der Schule schon früh gefördert. Bernward hat hier Buchmalerei, kunstvol-

les Schreiben, Goldschmiedearbeiten sowie die Kunst, Edelsteine zu fassen und zusammenzusetzen gelernt. Thangmar sagt, er habe „sehr kunstfertige Hände“ gehabt. Ferner kann davon ausgegangen werden, dass an der Schule alle bekannten Schriften von Aristoteles, Plato, Boethius, Hrabanus Maurus, Augustinus, Tacitus wie auch Homer, Virgil, Euripides und so weiter studiert wurden.

In die Zeit der Kindheit Bernwards fällt auch geschichtlich gesehen ein großes politisches Ereignis: In Rom lässt sich König Otto I. im Jahre 962 zum römischen Kaiser krönen. Otto war der Sohn von Heinrich I. genannt der Vogler, und der Königin Mathilde, eine Urenkelin des Sachsenherzogs Widukind. Er war König des Ostfrankenreiches seit 936, dem Todesjahr seines Vaters. Einstimmig wurde er in Aachen von den Großen aller deutschen Stämme gewählt. Er war 24 Jahre alt, als er die Krone des Reiches empfing. Auch Italien gehörte zu seinem Königreich. Es war schwer, dieses zersplitterte Gebilde von Territorial- und Regionalherrschaften zusammenzuhalten. Es gelang Otto durch seine geschickte Politik, der ständigen Bedrohung durch feindliche Überfälle von außen und zersetzende Aufstände der Herzöge von innen standzuhalten.

So wurde er 962 in Rom zum Kaiser gekrönt über ein Reich, welches schlecht und recht bis 1806 Bestand hatte. Schon die Zeitgenossen nannten ihn Otto den Großen, weil er große Ideen hatte und stark genug war, diese auch umzusetzen. Wie sein Vorfahre Karl der Große träumte Otto von einem großen Reich. Und obwohl das Reisen damals so beschwerlich war, hatten die Herrscher bei „Reich“ Vorstellungen räumlicher Art von großem Ausmaß. Otto wollte das byzantinische und abendländische Reich zu einer Einheit verbinden, das war groß gedacht. Magnifique!

Schauen Sie doch öfter nach Leseproben vorbei!

Sie finden alle verfügbaren Titel
unter

Downloads

erlag.de +++ Bis bald +++ www.arete-verlag.de +++ Bis bald +++

arete
Verlag